

Herausfordernde Sprache

MARTINA MARIA SAM: **Im Ringen um eine neue Sprache.** Rudolf Steiners Sprachstil als Herausforderung. Verlag am Goetheanum, Dornach 2004. 94 Seiten, 10 EUR.

Rudolf Steiner hat es seinen Lesern nicht einfach gemacht. Denn ob interessierter Neuling oder Kenner der Anthroposophie: Wer tut sich nicht schwer mit diesen Texten, die in so eigenartiger Sprache abgefasst sind, dass sie dem Leser Geduld und Anstrengung abverlangen? Immer wieder muss er feststellen, wie umständlich und unkonkret Steiner zu formulieren scheint, was heute zunehmend als altmodisch empfunden wird. Und man fragt sich: warum so kompliziert – warum nicht einfacher? Wie oft sucht man vergebens nach der eigentlichen inhaltlichen Aussage in den schriftlichen Arbeiten; worauf will Steiner nur hinaus, wenn er in endlos langen, verschachtelten Sätzen in seinen Vorträgen doch nicht auf den Punkt zu kommen scheint?

So kann der Leser bemerken, dass ihm kein Inhalt vermittelt wird, den er informativ zur Kenntnis nehmen kann, dass ihm kein lexikalisches Wissen gegeben wird, dass sich ihm plausibel einprägen kann. Wer nun nicht enttäuscht das Buch zur Seite legt, sondern bereit ist, sich von vornherein auf Leseübungen einzulassen, die auf etwas heute sehr Ungewohntes abzielen, nämlich, mit dem Autor in ein dynamisches Zwiegespräch zu treten, wird ganz eigene, überraschende Erfahrungen machen können. Dazu muss er allerdings eine ernsthafte Lesearbeit auf sich nehmen, die unbequem und mühevoll sein kann. Dass sich diese Arbeit aber lohnt, zeigt ein Büchlein, in dem erstmals dieser besondere, gewohnungsbedürftige Sprachstil Steiners skizzenhaft beschrieben und erschlossen wird. Diejenigen, die seit ehedem für Steiners Sprachschöpfungen ein besonderes Interesse hatten, werden auf so eine Arbeit gewartet haben; diejenigen, die neu an das Werk heranreten, bekommen eine kompetente Einstiegshilfe.

Martina Maria Sam hat dafür viele Äußerungen Steiners über seine Sprache aus dem Gesamtwerk ausfindig gemacht und ausgewertet. Vor allem aber betrachtet sie das Werk – Schriften, Vorträge, Spruchdichtungen – in Hinsicht auf ihre jeweiligen Stilmittel. Da fällt zum Beispiel die ungewöhn-

liche Syntax mit den vielen Nebensätzen – im gesprochenen Wort – und dem für Steiner typischen Vorziehen der Verben auf: »Wenn nun auch Anthroposophie durchaus ausgegangen ist von wissenschaftlichen Grundlagen, so musste sie sich, da sie eben mit den umfassenden, alle Menschen interessierenden großen Daseinsrätseln zu tun hat, so musste sie sich eben so entwickeln, dass sie entgegenkommt dem Verständnis auch des einfachsten Menschengemütes, dass sie entgegenkommt den praktischen Zeitbedürfnissen des menschlichen Seelen- und Geisteslebens, die da suchen inneren Halt für die Seele, Sicherheit für die Seele, Kraft zum Handeln, Glauben an die Menschheit, an die menschliche Bestimmung.« Wirklich nur ein umständlicher, weitläufiger Satz, oder auch etwas anderes, ein Wortgefüge, das atmet, das lebt? An diesem wahrlich sprechenden Beispiel wird herausgearbeitet, welche Bewegungen die Seele des Hörers, des Lesers an diesem Satz, an seinen Gebärden und Rhythmen mit vollzieht.

Ein anderes wichtiges Kapitel befasst sich mit der Steinerschen Zauberformel »Charakterisieren statt Definieren«, in dem die Autorin herausarbeitet, wie Steiner dafür vorgeht. Zunächst kann der Leser ja immer wieder Momente erleben, in denen ihm Steiners Sprache doch zu ungenau und strapazios vorkommen wird, als dass er ihren Inhalt begreifen könnte. So spricht er z.B. in einem Vortrag über die Schwierigkeit, lebendige Begriffe zu bilden. Dabei zeigt dieser Satz, in dem sich die Aussage erst allmählich herauschält, sehr anschaulich Steiners Vorgehensweise: »Da wird das Wort so gehandhabt, dass man eigentlich jedes Wort als etwas Ungenügendes empfindet, jeden Satz als etwas Ungenügendes empfindet, und den Drang hat, dasjenige, was man hinstellen will vor die Menschheit, von den verschiedensten Seiten zu charakterisieren. Ich habe oft betont, dass das die Darstellungsweise der Anthroposophie sein muss.« Demnach wäre es volle Absicht, dass der Geisteswissenschaftler – und mit ihm der Leser – stets einen neuen Standpunkt der Betrachtung einnehmen muss, weil das Geistige so vielschichtig ist, dass es die *eine* kategorische Aussage gar nicht zulässt, sondern die Worte »nur« einzelne Facetten des Geistigen aufzeigen können. Man umkreist also gewissermaßen den Sachverhalt, sieht ihn aus verschiedenen Perspektiven; alle Sichtweisen zusammen eröffnen Aspekte eines

Zusammenhanges, des *lebendigen* Begriffes. Die eine alles umfassende Definition führt aber zur Abstraktion, die eben nur einen Aspekt herausstellen kann und die anderen ausschließen muss. Sie ist fertig und hat kein Leben mehr in sich. Stattdessen haftet einem lebendigen Begriff, den man sich erst allmählich und vielleicht auch versuchsweise erschließt, immer noch etwas an, was man noch nicht kennt, was noch unergründet und offen ist, wodurch er noch weiter wachsen kann. Dieses Charakterisieren lässt sich bei Steiner immer dort finden, wo er elementare anthroposophische Begrifflichkeiten entwickelt und den Leser dazu anhält, sich auf immer neue Bezeichnungen und Umschreibungen der Begriffe einzulassen, um die feste Verbindung von Wort und Begriff aufzulösen. (So nennt er z.B. in der »Geheimwissenschaft« das atlantische *Zeitalter* in verschiedenen Kontexten auch die atlantische *Äpoche, Entwicklung, Periode* oder *Zeit*.) – An anderer Stelle wird das Stilmerkmal der so genannten Komposita besprochen, die vorzüglich im Deutschen möglich sind und besonders eindrucksvoll in dem weithin verbreiteten »Anthroposophischen Seelenkalender« vorkommen (z.B. in Wortschöpfungen wie »Welten-Keimesworte«, »Seelenschaffensdränge« oder »Sommersonnengabe«). Ebenso wird dem großen Formenkreis der bildhaften Elemente in Steiners Sprache ein eigenes Kapitel gewidmet, das den Leser mit den verschiedenen »Techniken« vertraut macht, wann Steiner z.B. Vergleiche benutzt, wann er Anführungszeichen verwendet und warum er Metaphern meidet.

Sams Arbeit zeigt deutlich, wozu Steiner diese neue Sprache geschaffen hat: Er wollte einen sprachlichen Ausdruck erreichen, der dem Geistigen entsprechen kann, durch den die Worte für das Spirituelle wieder transparent werden, denn der gewöhnlichen Sprache entzieht sich das eigentlich Geistige. Deswegen bildete er die Sprache in so mannigfaltiger Weise um. Die vorliegende Essaysammlung führt mit viel Umsicht – sozusagen als eine kleine Fibel – sehr dicht an das höchst eigentümliche, seiner Natur nach bisher kaum erschlossene sprachliche Werk Rudolf Steiners heran, um viele eigene Forschungen und neue Einsichten anzuregen. Wer diese Herausforderung annimmt, wird gewahr werden, wie er an der Ausgestaltung der Anthroposophie eigenständig mitarbeitet.

Daniel Hartmann

Die Sekem-Vision

IBRAHIM ABOULEISH: **Die Sekem-Vision.** Eine Begegnung von Orient und Okzident verändert Ägypten. Johannes M. Mayer Verlag, Stuttgart 2004. 223 Seiten, 19,80 EUR.

In jüngster Vergangenheit machte die Sekem-Initiative in Ägypten durch mehrere Preisgewinne in der Öffentlichkeit auf sich aufmerksam: Im Juni 2003 wurde der Begründer von Sekem, Dr. Ibrahim Abouleish, von der Schwab Foundation als »Social Entrepreneur des Jahres« geehrt, im Oktober bekam Sekem dann (zusammen mit Nicanor Perlas) den »Alternativen Nobelpreis«, den Right Livelihood Award, zugesprochen.

In seinem jüngst erschienenen Buch schreibt Abouleish in Zusammenarbeit mit Barbara Scheffler seine eigene Biografie, welche mit der Geschichte Sekems aufs engste verbunden ist. »Tief in meinem Innern lebt ein Bild: Mitten in Wüste und Sand sehe ich mich aus einem Brunnen Wasser schöpfen. Achtsam pflanze ich Bäume, Kräuter und Blumen und tränke ihre Wurzeln mit dem kostbaren Nass. Das kühle Brunnenwasser lockt Tiere und Menschen an, die sich erquicken und laben. Bäume spenden Schatten, das Land wird grün, Blumen verströmen ihren Duft, Insekten, Vögel und Schmetterlinge zeigen ihre Hingabe an Gott, den Schöpfer, als sprächen sie die erste Sure des Koran. Die Menschen, das geheime Gotteslob vernehmend, pflegen und achten alles Geschaffene als Abglanz des Paradiesgartens auf Erden«. Den Namen für die Initiative fand Abouleish in Anlehnung an eine der Bezeichnungen für die Verehrung der Sonne, wie sie zur Zeit der Pharaonen in Ägypten gebraucht wurde: Sekem, die Lebenskraft der Sonne.

In seinem Buch schildert Abouleish, wie er nach einer glücklichen und sehr erlebnisreichen Kindheit in Kairo beschloss, zum Studium nach Europa zu reisen, um hier die europäische und christliche Geisteskultur kennen zu lernen. Er bezeichnet die Studienzeit in Graz als »Übungsjahre, wobei ich gestehen muss, dass ich mich mein ganzes Leben lang als Übender verstand und erlebte«. Durch Nassers Ägyptenpolitik erwies sich der eigentliche Plan, nach der Promotion nach Ägypten zurückzukehren, als unmöglich – Abouleish blieb vorerst mit seiner neu gegründeten Familie in

Graz und arbeitete als Forschungsleiter in der pharmazeutischen Industrie. Durch persönliche Kontakte lernte er die Anthroposophie kennen, worüber er bemerkt: »Das entscheidende biografische Erlebnis lag für mich darin, dass ich durch diese enorme geistige Anstrengung begann, die Denktätigkeit als solche in mir zu erleben«. Immer mehr Menschen traten in sein Leben, welche dazu beitrugen, dass in seinem »inneren Auge (die) Vision eines auf Ganzheitlichkeit ausgerichteten Projektes entstand«. Da Abouleish für sein Projekt keine Mitarbeiter finden konnte, beschloss er im Alleingang vorzugehen. So kehrte er mit seiner Familie zurück nach Ägypten und kaufte 1977 nordöstlich von Kairo ein 70 Hektar großes Stück Wüste, von welchem er sofort wusste, dass es das richtige sein würde, wenngleich ihm von beratender Seite aufgrund verschiedener Umstände abgeraten wurde.

Im zweiten Teil seines Buches beschreibt der Verfasser die fast unglaubliche Phase der Entstehung von Sekem. Abouleishs Ziel waren Betriebe, in welchen Menschen arbeitend Geld erwirtschaften können, und er nutzte jede Gelegenheit, um diese Idee Wirklichkeit werden zu lassen. So stand etwa am wirtschaftlichen Beginn die Produktion und Vermarktung von »Sekem herbs«, Anbau und Verkauf von Kräutern, was vor allem im Aufbau einer intakten Verwaltungsstruktur mit enormen Anstrengungen verbunden war.

So schildert der Verfasser, wie zahlreiche Menschen Sekem wieder verließen, weil sie die Arbeit nicht verstanden, oder nicht genug Kraft hatten, die Idee mitzutragen. Auch seine Verwandten verstanden ihn lange nicht, und selbst von staatlicher Seite wurde das Projekt vorübergehend verboten, da man die biologisch-dynamische Landwirtschaft missverstand. Als sei seine Sehnsucht nach Mitarbeitern, nach wirklich kompetenten Fachleuten erhört worden, trafen mit dem Beginn der achziger Jahre Menschen auf Sekem ein, die das Bild Sekems wesentlich prägen sollten, darunter das Ehepaar Werner und Angela Hofmann sowie viele andere Freunde und Helfer. Etwa zeitgleich kehrte auch Abouleishs Sohn Helmy nach einem Deutschlandaufenthalt mit seiner Frau zurück nach Sekem und übernahm hier führende Aufgaben, vor allem in der Zeit ab 1985, als Abouleish aus gesundheitlichen Gründen vorübergehend in vielen Bereichen vertreten werden musste. Heute stehen

die Menschen vor den Toren Sekems auf der Suche nach Arbeit – oder um ein weltweit einzigartiges Projekt kennen zu lernen.

So wie Sekem heute in der Welt steht, als soziales, kulturelles und wirtschaftliches Unternehmen in Ägypten und weltweit vertreten, konnte es nur durch den starken Impuls Abouleishs und die Zusammenarbeit vieler einzelner Persönlichkeiten werden, die ihre Fachkompetenzen in den einzelnen Bereichen fruchtbringend einsetzten. Abouleish merkt an: »Ich weiß oftmals nicht, ob ich es Glück nennen soll, dass ich all diesen prachtvollen, genialen Menschen begegnete, oder ob der Himmel jemandem, der nach einem Ideal strebt, hilft?« Im dritten und abschließenden Teil erläutert er, welche Initiativen entstanden und heute Sekem als Ganzes ausmachen. Als Leitbild bei allen wirtschaftlichen Gründungen, so schildert Abouleish, stand das Ideal eines Wirtschaftslebens, »das auf Brüderlichkeit und nicht auf Konkurrenz und Egoismus gegründet ist.« Dass dies möglich ist, zeigt der Erfolg sämtlicher Firmen von Sekem wie Libra (Anbau von Heilkräutern), Isis (Teeverarbeitung), Conytext (Textilindustrie), die Heilmittelfirma Atos, das Medizinische Zentrum u.a. Ebenso kann Sekem in den letzten Jahren auf äußerst produktive Assoziationen der Firmen zwischen Ägypten und Europa zurückblicken, wie etwa Organic Farm Foods, Eosta, Alnatura, Piramids, Lebensbaum, und Cotton People Organic.

Eines der Hauptanliegen Sekems, der Impuls für Bildung und Kultur, drückt sich in zahlreichen Einrichtungen aus, die teils etabliert, teils noch im Aufbau begriffen sind. Abouleish erklärt z.B. das Projekt »Kamillenkinder«, welches bedeutet, dass Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren von der Straße weg nach Sekem geholt werden und hier neben ihrer Arbeit eine warme Mahlzeit am Tag bekommen, dazu medizinisch versorgt werden und vor allem den Erwerb grundlegender Schulkenntnisse wie Schreiben und Lesen nachholen können. Ebenso wurde ein Kindergarten eingerichtet. Eine Schule und Berufsschule, eine eigene heilpädagogische Schule für behinderte Kinder konnte entstehen, später auch eine eigene Akademie.

Sekem ist ein Beispiel dafür, dass die Dreigliederung in aller Bereichen erfolgreich praktiziert werden kann: Die Rechtsordnung, auf welcher Sekem

aufgebaut ist, durchzieht alle Einrichtungen auf Sekem, »denn die einzelnen Bereiche sind nicht abgeschlossen, sondern treten in einem lebendigen Organismus in ständige Wechselwirkung miteinander. Die kulturellen Einrichtungen könnten nicht ohne wirtschaftliche Aspekte, und die Wirtschaftsbetriebe nicht ohne Bildungsfragen existieren. Alle drei Bereiche weben ineinander, obwohl sie jeweils eigenständig sind.«

Dass die Vision Sekem, die zu Beginn des Buches vom Autor vorgestellt wird, Wirklichkeit werden konnte und Sekem heute ein weltweites Vorbild für gerechtes Wirtschaften und kulturelles Engagement ist, scheint fast unglaublich. Indes gelingt es Abouleish in seinem Buch, den hindernisreichen Weg von seinen Ideen zur Wirklichkeit in schlichten und einfachen Worten zu erfassen. Besonders beeindruckend ist hier auch, dass der Leser das sehr persönliche Bekenntnis des Verfassers kennen lernen darf, unter welchen Voraussetzungen ihm das Werk Sekem gelingen konnte: Wer eine wirkliche Vision hat, dem hilft Allah!

Katia Hornemann

Hightech-Eigen-Produktion

FRITHJOF BERGMANN: *Neue Arbeit, Neue Kultur*. Arbor-Verlag, Freiamt im Schwarzwald 2004. 434 Seiten, 24,80 EUR.

»Es ist ungemein, ja geradezu ehrfurchtgebietend schwierig, irgendeinen Teil des Lebens eines anderen Menschen oder des eigenen Lebens zu ändern.« Welch schöner, behutsamer Satz! Wenn einer so vorsichtig über mögliche Veränderungen sprechen kann, dann darf man ihm vielleicht auch trauen, wenn er an anderer Stelle geradezu glüht vor Veränderungswillen; wenn er nicht zurückschreckt, seinen lauwarmer, halb engagierten, halb resignierten Zeitgenossen die zentrale Frage zu stellen: »Was wollen Sie wirklich, wirklich?«

Diese schlichte Frage hat eine enorme Sprengkraft. Und sie hat im Ansatz von Frithjof Bergmann nicht nur einen psychologischen Hintergrund, sondern eine ganz praktische Bedeutung: Sie soll die Fährte sein, die zu einer neuen Kultur der Arbeit führt, weg vom Korsett der Angestelltenwelt (Bergmann spricht vom »Lohnarbeitssystem«), hin zu Arbeitsformen, die erfüllter, selbstbestimmter, kreativer sind. Diese »Wende hin zur nächsten Wirtschaftsform« theoretisch und praktisch voranzutreiben, ist das Lebensthema des Frithjof Bergmann, der 1944 in Sachsen geboren wurde, in einem österreichischen Bergdorf aufwuchs, als 19-jähriger in die USA ging und es vom sprichwörtlichen Tellerwäscher zum Philosophieprofessor an der University of Michigan brachte. Der Ausgangspunkt, sozusagen das Urerlebnis der »Neuen Arbeit«, war ein Projekt in Flint, der Automobilstadt unweit von Detroit. Als dort während der Rezession Anfang der 80er Jahre Massenentlassungen bevorstanden, entwickelte eine Gruppe um Bergmann eine Alternative. Teil 1 des Vorschlags: Statt die Hälfte der Arbeiter zu entlassen, sollten alle bleiben, aber nur noch die Hälfte des Jahres arbeiten. Viel wichtiger und origineller aber war Teil 2: ein Konzept für das *verbleibende* halbe Jahr zu entwickeln. An dieser Stelle kam der Versuch ins Spiel herauszufinden, was der Einzelne wirklich will, also ganz neue berufliche Türen zu öffnen, neue Möglichkeiten zu erproben, vielleicht sogar eigene Unternehmen zu gründen.

Diesen Ansatz verfolgt Bergmann jetzt seit 20 Jahren. Er hat ihn in mancher Hinsicht radikalisiert. Weniger als früher glaubt er an die Möglichkeit, Manager im »Lohnarbeitssystem« für solche Projekte zu gewinnen. Stattdessen vertraut er mehr auf eine eigene Infrastruktur, die durch »Zentren für Neue Arbeit« geschaffen wird. Etwa 30 solcher Zentren gibt es zur Zeit. Diese Zentren sollen nicht nur dem Einzelnen helfen, seine verschüttete »Berufung« zu entdecken und ihn gegebenenfalls bei einer beruflichen Existenzgründung zu unterstützen. Sie sollen auch bei etwas helfen, das Bergmann »High-Tech-Eigen-Produktion« nennt. Gemeint ist damit der Versuch, eine wachsende Zahl von Alltagsgegenständen *selbst* herzustellen. Dabei denkt Bergmann nicht an eine Rückkehr zum Selbstgestrickten, er ist kein Maschinenstürmer (zwei Jahre allein in den kalten Wäldern von New Hampshire offenbarten ihm den Wert einer *Kettensäge*). Vielmehr erstrebt er eine Eigen-Fertigung auf hohem technischem Niveau, mit allem, was die Computerwelt zu bieten hat, aber eben auf eine Weise, die so übersichtlich und anwenderfreundlich ist, dass sie dem Menschen wieder die Vollmacht über sein Leben gibt, die er in seinem spezialisierten Ange-

stem«), hin zu Arbeitsformen, die erfüllter, selbstbestimmter, kreativer sind. Diese »Wende hin zur nächsten Wirtschaftsform« theoretisch und praktisch voranzutreiben, ist das Lebensthema des Frithjof Bergmann, der 1944 in Sachsen geboren wurde, in einem österreichischen Bergdorf aufwuchs, als 19-jähriger in die USA ging und es vom sprichwörtlichen Tellerwäscher zum Philosophieprofessor an der University of Michigan brachte. Der Ausgangspunkt, sozusagen das Urerlebnis der »Neuen Arbeit«, war ein Projekt in Flint, der Automobilstadt unweit von Detroit. Als dort während der Rezession Anfang der 80er Jahre Massenentlassungen bevorstanden, entwickelte eine Gruppe um Bergmann eine Alternative. Teil 1 des Vorschlags: Statt die Hälfte der Arbeiter zu entlassen, sollten alle bleiben, aber nur noch die Hälfte des Jahres arbeiten. Viel wichtiger und origineller aber war Teil 2: ein Konzept für das *verbleibende* halbe Jahr zu entwickeln. An dieser Stelle kam der Versuch ins Spiel herauszufinden, was der Einzelne wirklich will, also ganz neue berufliche Türen zu öffnen, neue Möglichkeiten zu erproben, vielleicht sogar eigene Unternehmen zu gründen.

Diesen Ansatz verfolgt Bergmann jetzt seit 20 Jahren. Er hat ihn in mancher Hinsicht radikalisiert. Weniger als früher glaubt er an die Möglichkeit, Manager im »Lohnarbeitssystem« für solche Projekte zu gewinnen. Stattdessen vertraut er mehr auf eine eigene Infrastruktur, die durch »Zentren für Neue Arbeit« geschaffen wird. Etwa 30 solcher Zentren gibt es zur Zeit. Diese Zentren sollen nicht nur dem Einzelnen helfen, seine verschüttete »Berufung« zu entdecken und ihn gegebenenfalls bei einer beruflichen Existenzgründung zu unterstützen. Sie sollen auch bei etwas helfen, das Bergmann »High-Tech-Eigen-Produktion« nennt. Gemeint ist damit der Versuch, eine wachsende Zahl von Alltagsgegenständen *selbst* herzustellen. Dabei denkt Bergmann nicht an eine Rückkehr zum Selbstgestrickten, er ist kein Maschinenstürmer (zwei Jahre allein in den kalten Wäldern von New Hampshire offenbarten ihm den Wert einer *Kettensäge*). Vielmehr erstrebt er eine Eigen-Fertigung auf hohem technischem Niveau, mit allem, was die Computerwelt zu bieten hat, aber eben auf eine Weise, die so übersichtlich und anwenderfreundlich ist, dass sie dem Menschen wieder die Vollmacht über sein Leben gibt, die er in seinem spezialisierten Ange-

stellendasein verloren hat. Bergmann setzt in diesem Zusammenhang große Hoffnungen auf neue Technologien: Sie könnten manches geradezu genial vereinfachen und allseits verfügbar machen – so wie wir es heute schon mit PC und Internet auf eine noch vor 20 Jahren unvorstellbare Weise erlebt haben. Die neue Infrastruktur soll dann in einer Art »Produktionsshops« zur Verfügung stehen, die jeder nutzen kann, etwa wie die heutigen Copy-Shops.

Besonders plausibel wirkt dieser Ansatz für die Dritte Welt. Millionen, die dort arbeitslos oder in Verlegenheits-Dienstleistungen ausgewichen sind (Scheibenputzen an der Ampel usw.), könnten durch neue Formen der Eigen-Produktion ein Gefühl ihrer Würde und Nützlichkeit gewinnen. Ob sich, wie Bergmann meint, alle wesentlichen Konsumgüter, von der Kleidung bis zum Handy, in dezentralen Werkstätten herstellen ließen, mag man bezweifeln. Klar ist: Es könnte mehr als heute sein. Indem wir alles fertig kaufen, geben wir auf absurde Weise Kompetenzen ab und büßen an Autonomie ein. Das gilt für den Einzelnen, aber auch für ganze Volkswirtschaften, die sich auf wenige Produkte spezialisieren und, wenn die nicht mehr »gehen«, hilflos vor sich hin dümpeln.

Selbstverständlich ist Bergmann nicht so naiv anzunehmen, die moderne Ökonomie werde sich quasi über Nacht auf sein dezentrales Modell umstellen. Sein Bild ist moderater: »Das wird so sein, als verlagerten wir das Gewicht von einem Fuß auf den anderen: Wir nehmen Gewicht vom Lohnarbeitssystem weg, legen dafür mehr Gewicht auf die High-Tech-Eigen-Produktion.« Mag sein, dass diese Verlagerung noch nicht so weit fortgeschritten ist, wie es Bergmann nahe legt, wenn er immer erneut bestimmte Erfolgsgeschichten der »Neuen Arbeit« anführt, etwa die von herumlungernenden Jugendlichen in Vancouver, die anfangen, auf Hochhaus-Dächern Gemüse zu züchten; oder wenn er unermüdlich auf die Resonanz seiner Ideen in den verschiedensten Erdteilen hinweist, von den USA über Deutschland bis nach Südafrika und Indien. Mag sein, dass die Schwerkraft der Verhältnisse größer ist, als es in manchen Gesprächen und Projekt-Entwürfen erscheint. Aber das ist gar nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend ist, dass dieser Ansatz etwas Zukunftsweisendes hat, dass er Bewegung in die festgefahrenen Verhältnisse bringt, Alternativen zu den gängigen

Konzepten bietet. Bestehen doch diese Konzepte seit Jahren nur in dem obsessiven Versuch, die so genannte Wirtschaft »anzukurbeln«, in der seit Jahren enttäuschten Hoffnung, dass dadurch wieder mehr Menschen Arbeit fänden; von der Art dieser Arbeit ganz zu schweigen.

Bergmanns Buch ist ein temperamentvoller Versuch, dieses trostlose Muster aufzubrechen. Es ist gut erzählt, reich an Geschichten und Pointen, von einem Philosophen verfasst, der eine erfrischende Liebe zum Praktischen hat, zum intelligenten Gerät, zur technischen Finesse. Man nimmt ihm ab, dass er mit Technikern und Tüftlern ebenso gut kommunizieren kann wie mit muskelbepackten, tätowierten Arbeitern; dass er das Elend der Verhältnisse kennt, ohne die Fröhlichkeit zu verlieren, die ihm so wichtig ist. Vielleicht gilt ja im großen, gesellschaftlichen Maßstab, was Bergmann selbstironisch über die Anfänge des Projekts in Vancouver schreibt: »Die Situation war so verzweifelt, dass die Leute gezwungen waren, sogar einen *Philosophen* um Hilfe zu bitten!«

Wolfgang Müller-El Abd

Nach den Utopien

HELMUT BÖTTIGER: **Nach den Utopien. Eine Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.** Zsolnay Verlag, Wien 2004. 310 Seiten, 24,90 EUR.

Alle Tage spült der Ozean der Literatur große und kleine Werke an unsere Gestade. Wie aber findet der Suchende im Schlick zwischen rostigem Schrott den Schatz des Sonnenschiffes? Wühlt man sich durch übervolle Büchertische? Lässt man sich beschenken? Folgt man dem Lob der Verlage oder dem Urteil der Kritiker?

Helmut Böttiger ist Kritiker und hat nun eine Monografie verfasst, eine erste Schatzkarte, in der vor allem die Spuren deutschsprachiger Prosa vom Ende des 20. Jahrhunderts aufgezeichnet sind. Böttiger gliedert sein Werk in sechs Kapitel, die jeweils zwei bis sieben Autoren und ihre Werke beschreiben. So nimmt er im ersten Kapitel, das den Titel »Platzhirsche« trägt, Günter Grass, Christa Wolf, Martin Walser und Peter Handke mit freundlicher Ironie ins Visier. Dabei ist die Methode journalistisch, was dem Leser das Ver-

ständnis erleichtert, dem Wissenschaftler aber einen sicheren Zugriff erschwert. Böttiger schreibt lebendig, streut Anekdoten ein und verhehlt seinen subjektiven Zugang zur Literatur mit keinem Satz. Bereits in der Einleitung (»Was ist Literatur?«) gesteht er dem Leser, dass Literatur für ihn vor allem das Erspüren eines dunklen, geheimnisvollen Zeitgeistes ist: »Anfang der siebziger Jahre trampften wir am verkaufsoffenen Samstag nach Würzburg, um dort im studentisch-alternativen Buchladen (Colibri) das kennenzulernen, worum es gerade ging ...« So versucht Böttiger wirklich herauszuarbeiten, worum es den Autoren beim Schreiben und im Leben gerade ging. Hier liegen sowohl die Stärken, als auch die Schwächen seines Ansatzes. Poetisch ist die Beschreibung eines Besuches bei Fritz Rudolf Fries, der in der DDR von seiner Leserschaft als unangepasster, weltoffener Schriftsteller geschätzt wurde. Und doch gleichzeitig Berichte an den Staatsicherheitsdienst lieferte, um überhaupt in den Westen reisen zu können. Böttiger will die Kluft dieses Widerspruches überwinden, mit feiner Empathie eine rationale Brücke über den Abgrund des Verrates schlagen. Nicht um Fries zu entschuldigen, sondern um ihn zu verstehen. Mit diesem Ansatz gelingt ihm ein Text, der die Grenzen der Gattungen verwischt. Aus diesem Kapitel der Literaturgeschichte strahlt eine poetische Reportage, die auch als Kurzgeschichte glänzen könnte. Verständlicher wird dieser Ansatz vor dem Hintergrund der Biografie Böttigers, der Anfang der Siebziger Jahre als rebellischer Poet in einer Crailsheimer Disko debütierte. Seine akademische Karriere wurde mit einer Dissertation über einen Schriftsteller beschlossen, der die Mauern der DDR mit Jazztrompeten zersetzen wollte, um den Plastemief herauszublasen: Fritz Rudolf Fries.

Diesen Zugang verschleiert Böttiger dem Leser jedoch und fällt stattdessen recht subjektive Urteile. So behauptet er am Schluss des Kapitels über Fries einfach, dessen wichtigster Roman, »Der Weg nach Oobliadooh«, sei »das Beste, was in der DDR geschrieben wurde.« Da Schriftsteller aus der DDR bei Böttiger ansonsten recht erratisch behandelt werden (neben Wolf und Fries werden nur Hilbig, Jirgl, Grünbein und Ingo Schulze ausführlich beschrieben), hat der Leser keine Möglichkeit, dieses Urteil kritisch zu reflektieren. Noch exklusiver verfährt Böttiger mit Autoren aus Österreich und der Schweiz, die fast gänzlich

ignoriert werden. Bei ewigen Talenten wie Zoe Jenny oder Peter Stamm ist dies vielleicht noch verständlich. Doch selbst Muschg und Bichsel, Winkler und Haslinger werden übergangen. So könnte beim naiven Leser der Eindruck entstehen, man produzierte in den Alpenländern nur Kräuterlimonade und Schokolade, gäbe es nicht einzelne Schriftsteller, wie Robert Menasse, die von Böttiger dann doch noch eine kritische Würdigung erfahren. Dabei diskriminiert Böttiger keinesfalls, wie ein zweiter, schärferer Blick auf die Literatur des nördlichen Nachbarn zeigt. Trotz gründlicher Lektüre finden sich im gesamten Werk keine Hinweise auf Helmut Krausser, Bernhard Schlink, Alexander Kluge, Tilman Spengler, Günter Kunert ... So wäre ein Index sicher nützlich gewesen. Doch wird bei derart eklatanten Lücken auch ersichtlich, warum Böttiger wohl auf dieses Hilfsmittel verzichtet hat. Allzu leicht wird offenbar, wer nicht in Böttigers Geschichte eingegangen ist. Und welche Themenkreise, welche Gattungen nicht zur Literatur gezählt werden. Von der Poesie erfährt man herzlich wenig: Der einzige lebende Lyriker, der vor Böttiger besteht, ist Durs Grünbein. Das Drama steht nicht zur Diskussion (glücklicherweise findet man in den Sonderausgaben von *theater heute* hervorragende Bestandsaufnahmen des Gegenwartstheaters).

Und wie steht es um die Literaturkritik, die grafische Literatur, die Reiseliteratur, die Reportagen, die Übersetzungen, die Wissenschaftsfiktion? Böttiger bleibt selbst die Fragen schuldig. Warum werden die literarischen Vertreter der im Titel angesprochenen Utopien nicht genannt (Geissler, Wildenhain et al.)? Und wie hat sich die geisteswissenschaftlich inspirierte Literatur (Ende, Laudert, Woitsch, Sievers ...) entwickelt? Denkbar wäre auch eine Phänomenologie der deutschsprachigen Literaturverlage gewesen, eine Bestandsaufnahme der Zeitschriften, eine kritische Würdigung der Literaturpreise, auch der medialen Vermittlung von Literatur. All dies müsste Bestandteil einer echten, vollständigen Literaturgeschichte der Gegenwart sein – doch sind an solcher Aufgabe selbst Größen wie Heinz Schlaffer und Volker Hage gescheitert. Dies setzt Böttigers Werk dann doch wieder in die richtige Perspektive. Es bleibt eine erste Skizze, ein durchaus mutiger Versuch, die deutschsprachige Gegenwartsliteratur zu erkunden.

Matthias Fechner

Esoterischer Unterstrom

ANNE-CHARLOTT TREPP/ HARTMUT LEHMANN (Hrsg.): **Antike Weisheit und kulturelle Praxis. Hermetismus in der frühen Neuzeit**, Vandenhoeck und Rupprecht, Göttingen 2001. 475 Seiten, 49 EUR.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des großen Aufsatzbandes »Aufklärung und Esoterik«, der in dieser Zeitschrift ausführlich besprochen wurde,¹ veröffentlichte das Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen einen neuen Aufsatzband, der sich wie eine Ergänzung des vorgenannten ausnimmt. Die achtzehn Beiträge sind nach einem einleitenden Hinweis der Mitherausgeberin Anne-Charlott Trepp überwiegend aus einer Tagung 1999 in Göttingen über den frühneuzeitlichen Hermetismus in Europa hervorgegangen.

Die neueren Ergebnisse der historischen, religionswissenschaftlichen und philosophischen Forschung über die Esoterik (synonym mit Hermetismus) der frühen Neuzeit bis ins 18. Jahrhundert werden gewöhnlich in Fachzeitschriften veröffentlicht. Die beiden Aufsatzsammlungen, von angesehenen Wissenschaftsverlagen herausgebracht, zeigen nun in einer Art Überblick die Dichte der einschlägigen Forschung und die Neuartigkeit ihrer Ergebnisse. Der Leser wird einer bis auf den Platonismus der Florentiner Medici-Akademie des 15. Jahrhunderts zurückgehenden hermetischen Überlieferung in Europa ansichtig, die sich bis weit in das Jahrhundert der Aufklärung (18. Jahrhundert) und in Ausläufern bis ins 19. Jahrhundert erstreckte.

Der Hermetismus der europäischen Neuzeit ist nicht nur von historischem Interesse. Seine Konfrontation mit dem Rationalismus des 17. und mit einem Teil des Aufklärungsdenkens des 18. Jahrhunderts verdeckt vielfach die Frage nach der Möglichkeit einer »aufgeklärten« oder vernünftigen Esoterik, und diese Frage ist durchaus aktuell, denn das rationale ist inzwischen zum formalen Denken mutiert und dessen Ergebnisse genügen weder der Sinnfrage noch überhaupt der Vernunftwürde des Menschen.

Nachfolgend einige Hinweise auf die wichtigsten Beiträge der neuen Aufsatzsammlung.

Thomas Lein Kauf untersucht »Rationale Strukturen im Hermetismus« und verweist auf die zentra-

le Bedeutung des »Nous«-Begriffs, auf das analogische Denken und auf das frühneuzeitliche Bedürfnis nach »philosophischer Offenbarung«. *Florian Ebeling* behandelt die Frage der Geheimhaltung wegen der mit einer Veröffentlichung des Geheimwissens verbundenen Gefahren. *Hermann Geyer* berichtet in seinem Beitrag über die »Vier Bücher vom wahren Christentum« des protestantischen Superintendenten Johann Arndt (1555–1621). Arndt unterschied das Buch der Offenbarung und das Buch der Natur und versuchte eine Verbindung aufgrund von Analogieschlüssen. Vom Lesen im Buch der Natur handelt auch der Beitrag der Mitherausgeberin *Anne-Charlott Trepp*. Der Aufschwung der Naturwissenschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts sei auffälligerweise mitversucht gerade von lutherischen Theologen, teilweise mit eschatologischem Einschlag. *Rudolf Schlögel* bringt Gottfried Arnolds (1666–1714) großes Werk »Unparteiliche Kirchen- und Ketzerhistorie« mit dem Hinweis in Erinnerung, dass das Werk mystischen Gehalt in Richtung einer christlichen Sophienlehre besitze. Gleichermassen verweist auch *Burkhard Dohm* auf die Bedeutung der Pietismus-Bewegung und deren Interesse am Werk Jacob Böhmes für die neuzeitliche Geistesentwicklung. Der Mitherausgeber *Hartmut Lehmann* sieht das Wirken des Renaissance-Hermetismus bis in das Jahrhundert der Aufklärung hinein auf dem Hintergrund einer »geistigen Horizonsweiterung« gerade im krisenhaften 17. Jahrhundert (das ist das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges und der Rosenkreuzerbewegung). Der umfangreichste Beitrag des Bandes stammt von *Martin Mulso* mit dem Titel »Pythagoreer und Wolffianer: Zu den Formationsbedingungen von vernünftiger Hermetik und gelehrter »Esoterik« im Deutschland des 18. Jahrhunderts«. Es gebe heute ein »Interesse an einer Rehabilitierung gewisser »esoterischer« Momente inmitten der Aufklärungsphilosophie«.

Mulso behandelt beispielhaft Schriften von Andreas Clavius (geb. 1692) und Sigmund Ferdinand Weißmüller (geb. 1700). Beide Autoren setzten sich mit der Leibnizschen Monadenlehre und mit der Wolffschen Philosophie auseinander. Beide Schriften lassen kabbalistische, hermetische, pythagoräische und neuplatonische Einflüsse erkennen, wie sie noch im 18. Jahrhundert in der Luft lagen. Diese Traditionen setzten sich sogar fort bis in die

Philosophie des Deutschen Idealismus hinein. In einem ähnlich umfangreichen Beitrag richtet *Monika Neugebauer-Wölk* den Blick auf hermetisches Denken an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert am Beispiel einer literarischen Kontroverse zwischen dem Berliner Verleger Friedrich Nicolai und Johann Gottfried Herder. Es ging um »die Möglichkeit hermetischen Denkens« im 18. Jahrhundert schlechthin und um die (noch heute ventilerte) Frage, ob hermetisches (oder esoterisches) Christentum legitim oder häretisch sei. Das Denken der Spätaufklärung (immerhin die Epoche Immanuel Kants) sei – so resümiert Frau Neugebauer-Wölk – nur unter Berücksichtigung »hermetischer Implikationen« erfassbar.

Alle Autoren des Bandes argumentieren in verständlicher Schriftsprache; ein Umstand, der im Hinblick auf die aenigmatische Ausdrucksweise anderer Kulturwissenschaftler hervorgehoben zu werden verdient. Es scheint auch akademisch nicht mehr rufschädigend zu sein, wenn sich Forscher mit Hermetismus oder Esoterik beschäftigen, allerdings nur historisch. Selbst der gegenüber Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts gelegentlich erhobene Synkretismusvorwurf ist beinahe verstummt. Der Aufsatzband ist stark auf Norddeutschland zentriert, kein Beitrag thematisiert das Verhältnis des Katholizismus zum hermetischen Denken. Die geistige Führung Europas in der frühen Neuzeit lag beim Protestantismus.

Ein sicher lohnendes Vorhaben wäre, die Ergebnisse der in den erwähnten beiden Aufsatzbänden repräsentierten Forschung mit Rudolf Steiners Vortragszyklus »Der Entstehungsmoment der Naturwissenschaft in der Weltgeschichte« (GA 326) und mit anderen Vorträgen über die okkulte Bewegung in der neueren Geschichte in Beziehung zu setzen. Die von den Hauptautoren Neugebauer-Wölk und Mulso nun schon zum wiederholten male formulierte Frage nach der Verbindung von esoterischem Erfahrungswissen und aufgeklärtem Denken ist aus der Sicht des Rezensenten durch und durch anthroposophisch, ja es ist eine Existenzfrage der Anthroposophischen Gesellschaft. Den im hier vorgestellten Aufsatzband dokumentierten Forschungen sollte daher anthroposophischerseits ein hohes Interesse begegnen.

Günter Röscher

1 Siehe G. Röscher's Rezension des Buches *Aufklärung und Esoterik*, Monika Neugebauer-Wölk (Hg.), Hamburg 1999, in: DIE DREI, Nr. 1/2003, S. 66 f.

Rätsel Zweistromland

DIETZ OTTO EDZARD: **Geschichte Mesopotamiens. Von den Sumerern bis zu Alexander dem Großen.** Verlag C. H. Beck, München 2004. 288 Seiten, 26,90 EUR.

Die Kulturen Altmesopotamiens umgibt der Nimbus des Mythischen. Das Gilgamesch-Epos, einst in der Palastbibliothek des assyrischen Königs Assurbanipals in Ninive entdeckt, oder ein Werk wie das Streitgedicht zwischen »Dattelpalme und Tamariske«. Die Steinstele mit dem Codex Hammurapi oder das achtseitige Tonprimsa König Tiglatpilegars I. Die Völker der Akkader, Aramäer, Assyrer, Hethiter, Hurriter, Kassiten. Städte wie Ebla, Mari, Ur, Urartu, Uruk oder Babylon. Oft bis heute unentdeckt. Begriffe, Bezeichnungen und Namen, die – wie die Heilige Straße zum Marduktempel von Babylon oder das Ischtartor – von den Spuren menschlichen Lebens im Zweistromland seit über 10.000 Jahren zeugen. Die Erfindung der Töpferscheibe oder die der Keilschrift. Der Topos von der Wiege der Menschheit scheint für Mesopotamien sehr passend gewählt.

Und doch wissen wir über die Geschichte Mesopotamiens kaum etwas. Die Lücken in Bezug auf die Kenntnis des so bemerkenswerten Gebietes zwischen dem Persischen Golf, Van-See und Mittelmeer sind auch nach 200 Jahren Forschung – überwiegend der Archäologen – immer noch gewaltig. Für ganze Jahrhunderte ist die Überlieferung oft fragmentarisch, so der Tenor des ausgezeichneten Buches von Dietz Otto Edzard über die lange und spannende »Geschichte Mesopotamiens«.

Und mit jedem archäologischen Fund wächst die Summe dessen, was wir nicht wissen, weiter an. »Wir nehmen«, schreibt Edzard einmal, »die Existenz von ›Reichen‹ auf Grund der Aussagen antiker Quellen allzu leicht zur Kenntnis, ohne uns zu fragen, wie denn solche ›Reiche‹ praktisch realisiert worden sind«. Oder auch: »Was wir am ehesten für bare Münze nehmen dürfen sind Namen: von Ländern, Bergen, Flüssen, Personen«. Und dann: »Elam ist ein vager Begriff«, sowie nochmals: »Noch unklar ist, ob Randgruppen Mesopotamiens (die Aramäer?) bereits Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. das Kamel gezüchtet und eingesetzt haben«.

Eine Geschichte Mesopotamiens, die auf Basis derart zahlreicher Vorbehalte verfasst ist, droht trocken und damit langweilig zu werden – so könnte es scheinen. Doch weit gefehlt. Gerade weil der Autor auf die besagte Relativität seines (sehr umfassenden) Wissens über die Kulturen Mesopotamiens besteht, gewinnt der Leser einen tiefen Einblick in jene Zeit. Die »Entwicklung der technischen Fähigkeiten des Menschen«, können wir, so Edzard einleitend, »anhand seiner noch auffindbaren Hinterlassenschaften verfolgen«, wobei »diese Fähigkeiten ... einen Teil seiner geistigen Entwicklung« spiegeln. Schon an diesem Punkt zu Anfang wird deutlich, dass Edzards Beschränkung sehr weitsichtig gewählt ist. Denn bei der Lektüre stellen sich dem Leser tatsächlich viel mehr Fragen als er Antworten erhält. Damit gelangt er unmittelbar mit jenen Zeiten in Berührung, als durch scheinbar feststehende Tatsachen, wie etwa die, dass es sich bei den in Ninive gefundenen Keilschrifttafeln um eine Bibliothek im heutigen Sinne gehandelt hat.

Das Bild, das der Autor und emeritierte Assyriologe von Mesopotamien zeichnet, ist offen. Die 52 Kapitel des Buches folgen den Spuren menschlicher Aktivität in Mesopotamien von der frühesten Zeit bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Auch rück- und querverweisen sie oft auf Gesagtes und noch Mitzuteilendes. So webt der Autor ein Netz des Geschehen, in dem seine Leser eigene Schwerpunkte setzen können und müssen. Dem ehemaligen Vorstand des Assyriologischen Seminars der Maximilians-Universität München, Dietz Otto Edzard, ist ein Buch gelungen, das man einmal liest und danach auch oft noch zur Hand nehmen wird. Das wichtige Buch lässt nur einen einzigen Wunsch offen: den nach mehr Abbildungen.

Matthias Mochmer

Nerv der Vergangenheit

STEN NADOLNY: *Ullsteinroman*. Verlagshaus Ullstein Heyne List GmbH, München 2003. 495 Seiten, 24 EUR.

In elf Kapiteln und einem Epilog erzählt Sten Nadolny die Geschichte des Hauses Ullstein. Den Anfang verlegt er, wie ganz nebenbei, auf das Jahr 1835. Er hätte wesentlich früher beginnen können, mindestens im Jahre 936, wenn nicht sogar bei König David; und nur aus Rücksicht auf den Leser tut er das nicht.

Wie die Ullsteins zu ihrem Namen kamen, vergisst der Leser schnell wieder, denn er darf an einem wichtigen Ereignis teilnehmen: der allerersten Eisenbahnfahrt. Der Zug kommt von Nürnberg, und in Fürth steigt die Familie des jüdischen Papiergroßhändlers Hajum Hirsch Ullstein ein. Der zehnjährige Leopold macht sich viel Gedanken: über Leben und Tod, aber auch über Zeitungen. Immer wird ihn mehr interessieren, was auf dem Papier steht, als das Papier selbst. Als Erwachsener reist er in die Welt. Erst nach Antwerpen, dann nach London, wo er Reuter trifft. Der befasst sich mit Nachrichtenübermittlung und rät ihm, nach Berlin zu gehen. Doch zunächst lernt er seine englischen Verwandten kennen. Immer mehr Personen treten auf, immer mehr Namen sind zu behalten. Jetzt wird auch Matilda eingeführt, Leopolds künftige Frau. Bei einem Perspektivwechsel taucht der Leser in ihr mögliches Innenleben ein. Nadolny schreibt großzügig über fiktive Dinge; es genügt, dass es so gewesen sein *könnte*.

Im Jahre 1855 geht Leopold mit Vaters Geld tatsächlich nach Berlin und eröffnet ein Papiergeschäft. Seine Hochzeit mit Matilda findet in Manchester statt. Nadolny drückt sich um die Beschreibung mit dem Hinweis: es war unbeschreiblich. Überhaupt rafft er die Fülle des Stoffes, indem er wichtige Begebenheiten in kursiver Schrift kurz mitteilt. Der Roman würde sich sonst bei weitem nicht auf 500 Seiten unterbringen lassen. Der disziplinierte Leopold hat Erfolg als Papierlieferant, vor allem für die »Vossische Zeitung«. Er macht immer mehr Geld, denn Geld ist Sicherheit. Sieben Kinder hat er mit Matilda, und als sie viel zu früh stirbt, noch drei mit seiner zweiten Frau Elise, dem ehemaligen Kindermädchen, an dem die Kinder hängen. Deren Wege werden nun

weiter verfolgt. Es wird kompliziert für den Leser, und wenn ihn nicht Sten Nadolnys Humor bei der Stange hielte, würde er wohl aufgeben. Doch durchs Prisma dieser Familie gesehen, wird auch die deutsche Geschichte lebendig.

Eines Tages wird Leopold Ullstein das leere Papier zu langweilig; so fängt er an, es zu bedrucken und als Zeitung zu verkaufen. Als erste entstand die »Berliner Zeitung«. Der Leser erhält einen hautnahen Einblick in das Zeitungswesen und erlebt nicht nur die Geburt von Zeitungen mit, sondern sogar »Zeugung und Schwangerschaft«.

1903 wird der Ullsteinverlag gegründet. Die Zeitungen bringen das Geld ein, um anspruchsvolle Buchprojekte verwirklichen zu können. Namhafte Autoren werden verlegt. Neben dem Verlags- haus in der Kochstraße wird 1927 in Tempelhof das größte Druckhaus Europas erbaut. Das Haus Ullstein wird zu einem hochmodernen Medienkonzern.

Sten Nadolny spielt mit verschiedensten Erzählmöglichkeiten. Man erlebt herrliche Szenen in der Tanzstunde und gewöhnt sich an den langsam steigenden Autoverkehr. Auch mit dem Rätsel um zwei unglückliche Philosophen ist man beschäftigt: Theodor und Ludwig, wer mag das sein? Auflösung folgt. Nadolny benutzt die Sprache von heute: »mitbekommen«, »realisieren«, »sich so was antun« und ähnliche Worte tauchen öfters auf. Sie führen in die Gegenwart zurück, wenn man gerade wie in einem Fontane-Roman zu versinken droht. Auch lässt sich Nadolny die Gelegenheit, aus aktuellem Anlass einiges zu sagen, nicht entgehen. Zum Beispiel zur realitätsfernen Hysterie von Jahrhundert- oder Jahrtausendzahlen: »Die Menschen sind bewegt wegen einer Rechengröße, einer Zählweise, die sie selbst ausgeheckt haben«. Auch gegen heutige Politiker geht mancher kleine Hieb. Mit einem letzten lakonischen Satz schließt Nadolny ganze Kapitel, manchmal ganze Jahrhunderte ab. Bis ins Kleinste schildert er, wie Zeitungen Kriege miteinander führen. Doch die Liebe zwischen zwei Angehörigen der sich bekriegenden Familien Ullstein und Mosse schweißt die beiden Zeitungsdynastien zusammen.

Der Leser erlebt Rätezeit und Spartakistenaufstand nach dem Ersten Weltkrieg mit, nimmt an psychologischen Exkursen teil und erfährt von deutsch-jüdischen Schicksalen, nein Tragödien, wie der von Georg Bernhard. Nach der Inflations-

zeit mit dem »Totentanz der Milliarden« folgt im Telegrammstil die jüngere deutsche Geschichte, soweit sie in Berlin geschieht oder für Berlin von Belang ist.

Hitler wird Kanzler. Der Reichstag brennt. Die Ullsteins werden entrechtet. Die »Vossische Zeitung« stellen sie – nach 230 Jahren Bestehen – ein. Dann müssen sie ihre Geschäftsanteile »verkaufen«. Mit ein paar Mark in der Tasche, beinahe zu spät, gehen sie ins Exil. Der Ullstein-Verlag druckt als »Deutscher Verlag« die »Braune Post« und »Das Reich«, bis bei einem schwersten alliierten Luftangriff am 3. Februar 1945 das gesamte Zeitungsviertel zerstört wird.

Das Buch endet 1933. Erst 1952 wird die Familie das schwer geschädigte Unternehmen zurückerhalten. Der Verlag, den Frederick Ullstein bis 1959 leitet, entwickelt drei Standorte: Berlin, Wien, Frankfurt am Main. Ab 1960 zieht sich die Familie Ullstein aus dem Geschäft zurück, Axel Springer erwirbt die Zeitungen und den Verlag.

Das Buch ist sorgfältigst recherchiert. Die vielen, vielen Fakten hat Nadolny zu einem hochliterarischen und amüsanten Text verarbeitet. Bewundernswert leicht gleitet er über Jahrhunderte hin. Eine erheiternde und lehrreiche Lektüre für den, der dem gesamten Buch mit Aufmerksamkeit folgen kann. Gewiss ist das bei den komplizierten Verwandtschaftsverhältnissen schwer, und dem Leser entgeht manches Bonmot des Autors, der alle, alle kennt. Doch am Ende gibt es eine Übersicht. Zwölf Personen wurden besonders porträtiert. Diese Textabschnitte sollte man ein zweites Mal lesen, um den lebendigen Eindruck zu festigen. Aber auch so lohnt es sich, das Verzeichnis durchzusehen; man erkennt: Mit den Ullsteins hatten viele, fast alle der damals bekannten Menschen zu tun. Also ein Buch zum Wiederlesen. Diese »Familienchronik« zum 100. Gründungstag des Ullsteinverlags wurde von einem der besten deutschen Schriftsteller geschrieben. Die Fakten werden stimmen, die Fiktionen sind Angelegenheit des Künstlers.

Mit »Die Entdeckung der Langsamkeit« traf Nadolny einen Nerv der Zeit. Auch dieses Buch ist langsam, doch den Nerv der Zeit trifft es nicht. Jedenfalls nicht den der Gegenwart oder gar der Zukunft. Das war wohl auch nicht Nadolnys Absicht. Diesmal trifft er voll den Nerv der Vergangenheit.

Maja Rehbein

Berliner Schöngeist

ERNST OSTERKAMP (HG.): **Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes.** Verlag Peter Lang, Berlin 2002. 341 Seiten, 47,60 EUR.

Anders als viele Publikationen, die ihre Entstehung einem wissenschaftlichen Symposium verdanken, sind die dreizehn in den »Wechselwirkungen« vorgelegten Aufsätze anregend, ja zu meist richtig spannend zu lesen. Die ihnen zu Grunde liegende Veranstaltung fand vom 9. bis 12. Juni 1999 aus Anlass der 250. Wiederkehr von Johann Wolfgang von Goethes Geburtstag in Berlin an der Humboldt-Universität statt und war dem ambivalenten Verhältnis des großen Dichters gegenüber der preußischen Metropole an der Spree gewidmet.

Interessanterweise setzte sich Goethe – obzwar er, noch ohne Berlin selbst gesehen zu haben, die Stadt in einem Brief aus dem Jahre 1775 als »Sodom« bezeichnete – dennoch für diese ein: wenn er sich etwa, nachdem er auf der Italienreise 1786 in Florenz die Sammlung anatomischer Wachsplastiken von La Specola gesehen hatte, für die Errichtung einer solchen anatomischen Werkstatt in Berlin Zeit seines Lebens (allerdings vergeblich) einsetzte, da »die Geheimnisse der menschlichen Gestalt, wenn sie schon einmal durch den Künstlersinn durchgegangen sind« (Brief Goethes aus dem Jahr 1832 an den preußischen Staatsrat Peter W. Beuth) besser verständlich würden. Bernhard Siegerts Text »Leichenschau zwischen Kunst und Medizin« bietet mit Blick auf die Wilhelm-Meister-Romane dazu im weitesten Sinne Wesentliches.

Warum Goethe aber den Fürstenhof in Weimar dem preußischen Berlin vorzog, wird von Nicolas Boyle überzeugend dargestellt, ausgehend von der These, dass der Dichter immer darauf bedacht gewesen sei, »seinen Freiheitssinn« zu bewahren. Geradezu kriminalistisch mutet die subtile Analyse des Verhältnisses zwischen »Goethe und Alexander von Humboldt« durch Hartmut Böhme an, die ebenfalls deutlich werden lässt, welche zentrale Stellung Johann Wolfgang von Goethes Gedankenwelt am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sowohl in Berlin als auch in Weimar besaß. Letzteres ist einer der faszinierendsten Aspekte der hier versammelten Abhandlungen,

die allesamt sichtbar machen, wie Menschen sich über Ideen zusammenfanden, ob sie nun ein und derselben Auffassung waren oder nicht. Die polaren Auffassungen Goethes Farbenlehre betreffend kommen dabei ebenso zur Sprache (Jutta Müller-Tamm), wie die Stigmatisierung der weiblichen jüdischen Intellektuellen (und nicht nur dieser) durch die Berliner Gesellschaft. Doch waren es gerade jüdische Frauen wie Rahel Levin oder Henriette Herz, welche diese Gesellschaft durch ihre berühmten literarischen Salons entscheidend bereicherten.

Der Band ist für Berlin-Liebhaber und Freunde schöngeistiger Literatur gleichmaßen interessant. Er enthält eine Fülle historischer Ereignisse und biografischer Details, die gleich einem Bild einen sehr wichtigen Abschnitt der Geistesgeschichte in Mitteleuropa lebendig werden lassen. Der Aufsatzband macht Lust, Johann Wolfgang von Goethe wieder einmal im Original zu lesen.

Matthias Mochner

Steuerrecht reformieren

PAUL KIRCHHOF: **Der sanfte Verlust der Freiheit.** Für ein neues Steuerrecht: klar, verständlich, gerecht. Carl Hanser Verlag München Wien 2004. 227 Seiten, EUR 19,90,

Man macht sich nicht immer klar, wie wichtig Fragen der Besteuerung sind. Gerade auch im Hinblick auf das Ideal der Selbstverwaltung von Wirtschaft, Staat und Kultur nimmt die Steuergesetzgebung eine Schlüsselstellung ein. Von ihrer Gestaltung wird es entscheidend abhängen ob es gelingt, die Einmischung der Politik in die verschiedensten Lebensbereiche abzuwehren und die wirtschaftliche Aktivität dem Gemeinwohl zu verpflichten.

Wie löcherig insbesondere die deutschen Steuergesetzgebung ist und wie schlimm es um das Ideal der steuerlichen Gleichbehandlung, der Solidarität unter den Wirtschaftenden und des Respekts vor dem mündigen Bürger steht, zeigt der ehemalige Verfassungsrichter Paul Kirchhof in seiner Schrift mit dem bezeichnenden Titel »Der sanfte Verlust der Freiheit«. Kirchhof kennt sich in der Materie aus, wie kaum ein Zweiter. Er war von 1987 bis 1999 Richter des Bundesverfassungsge-

richts und hat selber an manchem Verfassungsurteil zum Thema mitgearbeitet, dessen Auflagen von der Bundesregierung bisher gar nicht, oder nur sehr unvollkommen erfüllt wurden.

Das von Kirchhof entwickelte Konzept zielt auf eine radikale Vereinfachung des Steuerrechts. Erstens möchte er die bisher sieben steuerlich relevanten Einkunftsarten in eine zusammenfassen. Von den 235 Paragraphen der bisherigen Gesetze, bleiben in seinem neuen Entwurf zu einem Einkommensteuergesetzbuch nur 23 knapp formulierte Paragraphen übrig. Kirchhof will ferner die steuerliche Unterscheidung zwischen Arbeitseinkommen und Kapitaleinkommen aufheben, ebenso die 163 Ausnahmetatbestände, die das gegenwärtige Einkommensteuerrecht kennt, abschaffen. Dem Erhebungsdefizit bei der Besteuerung der Zinseinkünfte von Kapitaleinkommen aus dem Ausland möchte er mit einer Quellsteuer und Kontrollmitteilungen beikommen. Auch den Belastungsunterschieden, die je nach Rechts- und Organisationsform eines Unternehmens anfallen, will Kirchhof eibebnen, dadurch, dass er das Einkommen aus der Aktivität von Personen- und Kapitalgesellschaften steuerlich gleich behandelt. Doch nicht nur auf Seiten der Einkommensteuer, sondern auch bei der Erhebung der indirekten Steuern besteht laut Kirchhof Reformbedarf. Von den gegenwärtig 31 Einzelsteuern sollen in Zukunft nur noch der Umsatz und in begrenztem Maße die Erbschaft und Schenkung (für den Rechtsrahmen den der Staat dem Eigentum gewährleistet), sowie der besondere Verbrauch (Alkohol, Tabak, Benzin, etc) besteuert werden.

Kirchhof Vorschlägen für eine Neuordnung des Steuerrechts berücksichtigen die fünf Verfassungsaufträge, die es noch zu erfüllen gälte, denn das oberste Geicht hat festgestellt, dass das gegenwärtige Steuerrecht nicht dem Grundgesetz genügt. Erstens hat der Gesetzgeber dafür zu sorgen, dass die Zinseinkünfte aus dem ins Ausland verbrachte Kapital auch ordentlich versteuert wird. Zweitens gilt es zu verhindern, dass die gewählte Rechts- und Organisationsform eines Unternehmens nicht zu erheblichen Belastungsunterschieden führt. Die Familie ist durch die Besteuerung nicht zu benachteiligen, die Zukunftsvorsorge und Altersbezüge müssen für alle (Beamte, Gewerbebetreibende und Arbeitnehmer) gleichmäßig besteuert werden. Fünftens gebietet die verfassungsrecht-

liche Garantie des Privateigentums, dass die Gesamtsteuerlast (also die Summe von direkten wie indirekten Steuern) eine Teilung des Erwerbs um die Hälfte nicht überschreiten darf.

Kirchhofs Bemühung für eine steuerliche Vereinfachung, die dem Bürger einen Teil der verlorenen Entscheidungsfreiheit wieder zurück gibt, ist zu begrüßen. Die Abschaffung der unzähligen Steuerprivilegien wird verhindern, dass weiterhin vom ökonomischen Standpunkt unsinnige Verlustunternehmen nur deshalb betrieben werden, um Verluste steuermindernd geltend zu machen. Auch die steuerliche Befreiung des Existenzminimum und der besondere Schutz der Familie ist eine sehr berechtigte Sache. Kirchhof macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, wie widersprüchlich gewisse Regelungen sind: Hat der Gesetzgeber 1992 den Lebensbedarf eines Menschen auf 12 407 Mark angesetzt (während für das steuerlich zu berücksichtigende Existenzminimum nur 5616 Mark veranschlagt wurden) ist diese Widersprüchlichkeit mit dem Grundgesetz unvereinbar, denn der Mindestbedarf eines Erwerbenden ist nicht geringer als der eines Erwerbslosen.

Die Kenner der Materie sind sich weitgehend einig: Das deutsche Steuerrecht ist derart reparaturbedürftig, dass es nicht mehr darum geht, dort oder da etwas zu ändern, sondern dass eine komplette Neukonzeption notwendig wird. Da die jetzige Regierung dazu nicht mehr die Kraft hat, richten sich die Hoffnungen auf die Opposition, deren Chancen die Wahlen 2006 zu gewinnen nicht schlecht stehen. Daher hat das Konzept, das Kirchhof hier der Öffentlichkeit vorlegt, reale Chancen auch einmal umgesetzt zu werden. Schon aus diesem Grunde lohnt es sich seine Vorschläge einmal genauer anzusehen.

Doch so lobenswert Kirchhofs Bemühungen um eine gerechte Steuererhebung ist: Sie berücksichtigt zu wenig, dass in einer globalisierten Welt die Besteuerung des Einkommens zum Problem wird, weil sie die Lohnkosten in die Höhe treibt. Hätte er stärker für eine Umlagerung der Einkommensteuer hin zur Umsatzsteuer geworben, wäre sein Konzept tragfähiger geworden. Die Umsetzung seines Vorschlages wäre aber auch so ein Schritt zu einer gerechteren Besteuerung.

Bernhard Steiner